



Unter fremder Flagge? Das Berliner Philharmonische Orchester und Wilhelm Furtwängler 1939.

Foto: Edition Salzgeber

Schönheit und Verbrechen

Die Philharmoniker in der Nazi-Zeit: der Dokfilm „Das Reichsorchester“

VON CHRISTIANE PEITZ

Der Gangist ist unsicher bei dieser Spurensuche, der Annäherung an alte Männer und ihre Geschichte. Der Geiger Hans Bastiaan ist ein freundlicher Mensch, das Jahrhundert hat ihn gezeichnet, und doch ist sein Gesicht kindlich geblieben. Er plaudert unbekümmert drauf los, manchmal zögert er, sucht nach Worten. Zum Beispiel für seine Erinnerung an die wertvolle Geige, die er sich als Dauerleihgabe aussuchen durfte. Dass sie aus jüdischem Besitz stammte, Raubgut von Mördern war, darüber hat er nicht nachgedacht. Zu Beginn spricht er von der „Glasglocke“, unter der sich die Philharmoniker von 1933 bis 1945 befanden. Erst als er die Blicke der Passanten beschreibt, als gegen Kriegsende auf Berlins Straßen keine jungen Männer mehr zu sehen waren, schon gar keine mit Geigenkasten unterm Arm – erst da spricht er von Scham.

Am Sonntag feiern die Berliner Philharmoniker ihren 125. Geburtstag. Ja, sie haben von den Nazis profitiert, nachdem die finanziell gebeutelte Orchester-GmbH mit der Unterstellung unter das NS-Propagandaministerium zahlreiche Privilegien erhielt. Die Vorzüge der „Gefälligkeitsdiktatur“ (Götz Aly) im Mikrokosmos: Das NS-Kapitel der Philharmoniker-Saga ist ein Lehrstück über Musik und Politik, über den schmalen Grat zwischen Ahnungslosigkeit und Ignoranz, Eskapismus

und Verstrickung. Stramme Nazis wie den Bratscher Wolfram Kleber gab es nur wenige, die meisten Musiker gaben sich apolitisch, waren typische „Mitläufer“.

„Das Reichsorchester“, ein Versuch über das Unbedarfte. In Anlehnung an Misha Asters gleichnamiges Buch konfrontiert der Dokumentarist Enrique Sánchez Lansch („Rhythm Is It!“) Gespräche mit letzten lebenden Zeitzeugen und den (auch schon alt gewordenen) Kindern von Orchestermitgliedern mit teils atemberaubenden Filmdokumenten.

**Jetzt erst,
im
Erinnern,
überkommt
die Musiker
auch Scham**

Furtwängler! Knapertsbusch! Der blutjunge Celibidache! Goebbels' Hitler-Geburtstagsrede auf dem Konzertpodium – und die Weltreisen der musikalischen NS-Botschafter mitten im Krieg. Auch eine Art Eroberungsfeldzug.

Klar, die Fakten (keiner der Nichtjuden protestierte gegen den Ausschluss der jüdischen Musiker) kann man auch in Asters Buch nachlesen. Aber der Film macht es sinnfälliger: wegen der Musik, der Geschichte und der bei der Expedition in verschüttete Familiengeschichte ungläubig staunenden Nachgeborenen. Und wegen der Widersprüche, etwa zwischen Goebbels, dem Propagandisten der Unfreiheit,

und dem Freiheitsjubiläum der Leonoren-Ouvertüre. Beethoven, Händel, Bach, Richard Strauss: Noch in den mit Knister-Patina überzogenen Aufnahmen ist das Unbedingte der Interpretationen zu hören. Hoher Herzblutdruck, wenig Pathos. Furtwänglers Schlüsse klingen unwirsch, gehetzt, fast aggressiv. Kunst ist nie unschuldig; das Unrechtsregime und der Krieg, sie sind der Musik eingepreßt.

Hans Bastiaan, der Kronzeuge des Films, ist 96 Jahre alt. Ohne sein sanftes, spätes Erschrecken über die eigene Naivität wäre „Das Reichsorchester“ eine Geschichtsstunde ohne Zentrum, ohne Seele. Warum wird er erst jetzt befragt? Welche anderen NS-Geschichten wurden bis heute zu erfragen versäumt?

Sánchez Lansch setzt das Puzzlebild von Schönheit und Verbrechen, Schuld und Scham präzise und besonnen zusammen. Eine Frage der Haltung: Er schließt mit den Emigranten. Die Philharmoniker gaben ihr erstes Nachkriegskonzert am 16. Mai, acht Tage nach der Stunde Null. Der von den Nazis vertriebene Konzertmeister Szymon Goldberg ist nie wieder in Deutschland aufgetreten.

— *Premiere heute im Cinema Paris, 20.30 Uhr (ausverkauft). Ab Donnerstag im Cinema Paris, Filmkunst 66, Hackesche Höfe. Gezeigt wird der Film auch beim Jubiläums-Musikfest am Sonntag, den 4. November, um 11 Uhr im Kammermusiksaal.*



1955 spielten die Philharmoniker unter Leitung von Karajan in New York auf, vor der Carnegie Hall wurde prompt demonstriert FOTO: ULLSTEIN BILD

Reichsverteidiger im Frack

Mit Musik ging alles besser: Enrique Sánchez Lansch porträtiert mit seinem Film „Das Reichsorchester“ die Berliner Philharmoniker als Vorzeigeformation der NS-Diktatur

VON HENNING BLEYL

Dass es den Berliner Philharmonikern finanziell nie so gut ging wie während des Dritten Reichs, als sie nachgeordnete Dienststelle des Propagandaministeriums waren und Goebbels als ihr persönlicher „Schirmherr“ fungierte, ist nichts Neues. Ab morgen jedoch ist dieser Teil der Geschichte des seit 125 Jahren bestehenden Orchesters erstmals in bewegten Bildern zu sehen: „Das Reichsorchester“ von Enrique Sánchez Lansch kommt in die Kinos.

Was kann der Film, was das gleichnamige Buch des jungen kanadischen Historikers Misha Aster nicht kann, das im August erschien? Er kann Zeitzeugen zeigen – sofern vorhanden. Unter den drei noch lebenden Philharmonikern dieser Ära fand Sánchez Lansch zwei noch Interviewbare. Es ist ein dokumentarischer Glücksfall, dass diese beiden Männer zwei Haltungen innerhalb des Orchesterkollektivs repräsentieren: Der heute 96-jährige Geiger Hans Bastiaan denkt selbstkritisch über die eigene Rolle nach. Den Part des ewigen Relativierers übernimmt

der Kontrabassist Erich Hartmann, 87 Jahre alt. Freundlich sagt er in die Kamera: „Wir haben eigentlich nur unsere Arbeit getan. Wir haben mit Freude musiziert, wir haben einen wunderbaren Dirigenten gehabt und haben an keine Politik gedacht.“

Dazu bestand aus seiner Sicht auch kein Anlass: Goebbels sorgte nicht nur für die Verbuchung des stetig steigenden Philharmoniker-Etats als „Reichsverteidigungsaufgabe“. Bis zuletzt bekamen die Musiker außerdem ihre „doppelte Unabkömmlichkeit“ bescheinigt, selbst „bei unmittelbarer Feindbedrohung“ würden

sie an ihrem Arbeitsplatz benötigt. Das Gefühl der Scham, unversehrt und gut genährt mit dem Geigenkasten unterm Arm in Berlin herumzulaufen, nagt heute noch an Bastiaan.

Sánchez Lansch beschäftigt sich ausgiebig mit der Frage, was mit den jüdischen Orchestermitgliedern geschah. „Der wäre doch sowieso irgendwann woanders hingegangen“, sagt Hartmann über seinen 1934 emigrierten Kollegen, den Solocellisten Joseph Schuster. „Ich wüsste nicht, warum mein Vater Berlin hatte verlassen sollen“, entgegnet dessen in der Karibik lebender Sohn im Umschnitt. Auch den Parteigenossen unter den 118 Philharmonikern, von denen es ein gutes Dutzend gab, konnte Sánchez Lansch nur noch mittels der Erinnerungen ihrer Kinder nachspüren. Immerhin erwächst aus diesen narrativen Umwegen eine der schönsten Filmsequenzen: Über einen Terminkalender gebeugt buchstabieren sich die beiden Töchter des Cellisten Karl Rammelt durch den April 1945: „Die haben ja gespielt, bis die Russen kamen!“

Quelle Nummer zwei: das Archivmaterial. Es ist ein Vergnügen, den unglaublich antiquiert wirkenden Dirigierstil der damaligen Zeit zu sehen, die legendäre Fahrigkeit der Furtwängler'schen Einsätze, die im Kollegenkreis immer wieder zur Frage

führte: Wie schafft ihr es nur, zusammen anzufangen? Auf inhaltlicher Ebene kommt Wilhelm Furtwängler im Film wohlthuend wenig vor. Wohlthuend deswegen, weil die Fokussierung auf die Perspektive „einfacher“ Orchestermitglieder tatsächlich neu ist, während der Streit um das Verhalten des Stardirigenten schon unsere Großtanten beschäftigte – meist mit dem Tenor: Wie konnte man dem großen Mann nur so ein kleinkariertes Entnazifizierungsverfahren zumuten!

Letztlich spannend ist ja auch nicht die moralische Frage, ob Furtwängler – wie etwa Toscanini – hätte emigrieren müssen. Sondern die darüber hinausgehende Erkenntnis, wie hervorragende qualitativ hochstehende Kulturleistungen gerade in einem faschistischen Kontext propagandistisch eingesetzt werden können, nicht nur in Gestalt der Auftritte am Vorabend von Reichsparteitagen und Führergeburtstagen. Selbstverständlich kann ein 90-Minüter nicht herausarbeiten, wie präzise die Auslandseinsätze der Philharmoniker auf die jeweilige Interessenslage des Dritten Reichs abgestimmt waren. Dennoch könnte er vielfältiger sein. Lansch orientiert sich strikt am O-Ton und verlässt sich dabei so sehr auf seine beiden Hauptzeitzeugen, dass sich ihre Erinnerungen zu wiederholen beginnen.

Zum hundertsten Geburtstag der Philharmoniker wäre Sánchez Lansch' spezifischer Dokumentar-Ansatz daher noch ertragreicher gewesen – zumal man auch den Chef noch hätte befragen können: Karajan, protegiert von Göring, beantragte sicherheitshalber gleich zweimal die Mitgliedschaft in der NSDAP. Auch im engeren Sinn hatte Sánchez Lansch ein Zeitproblem. Erst Mitte Juni konnte er anfangen zu drehen. Beim RBB, dem Hauptfinanzier, verweist man in dieser Sache auf umfangreiche Gremienbeteiligungen, etwa die nicht sehr oft tagende „Historische Kommission“ der ARD. In der Tat ist ja auch erst seit 1882 bekannt, dass die Philharmoniker dieses Jahr 125 werden.

Mangels Material musste Sánchez Lansch einen der nur zwei archivierten Konzertmitschnitte ahistorisch zerhackt zwischen die übrigen Filmsequenzen streuen, was jedoch den eindrucksvollen Charakter dieser Auftritte nicht mindert. Das beste Beispiel musikalischer Suggestivkraft liefert der Film freilich eher unfreiwillig: Wenn er zu Aufnahmen von Berliner Trümmerlandschaften die a-Moll-Motivik aus dem zweiten Satz von Beethovens 7. Sinfonie in die Tonspur legt, folgt er damit eben jenem Heroisierungsmuster, das die Wochenschauen so perfide erfolgreich machte.

Beim „Reichsorchester“ hat Sánchez Lansch nicht die besten Bedingungen, seinen genauen und liebevollen Erzählaktus zu zeigen – und dennoch eine der spannendsten Dokumentationen der letzten Zeit produziert.



Die Musiker, ihr künstlerischer Führer und die Fahne: Wilhelm Furtwängler dirigiert die Berliner Philharmoniker

FOTO: SV BILDERDIENST/SCHERL

Ein Ständchen für Hitler

„Reichsorchester“: Enrique Sánchez Lansch beleuchtet die Berliner Philharmoniker unter dem Hakenkreuz

Von Kai Luehrs-Kaiser

„Du kannst dein Leben in einer Tanzstunde ändern“: Mit diesem Satz aus „Rhythm is it“ wurden die Berliner Philharmoniker 2004 über Nacht zum Musiktherapeuten der Nation. Rhythmus als Jugendarbeit. Klassik für die Selbstfindung. Wie das Orchester selbst ‚erzogen‘ ist, wie es seine Kindheit hingebracht und mit welchen Verfehlungen es bis heute zu kämpfen hat, damit beschäftigt sich der neue Film von Enrique Sánchez Lansch: „Das Reichsorchester“ über die Philharmoniker im Nationalsozialismus.

Eine Bombe, das Thema. Denn die Honoraren spielten bis 1945 nicht nur regelmäßig exklusiv zu Hitlers Geburtstag – Goebbels hielt die Glückwunsch-Rede und Furtwängler schüttelte ihm die Hand. Alle Philharmoniker waren darüber hinaus „uk“, also „unabkömmlich“, vom Kriegsdienst frei gestellt. Als einziges Orchester in Deutschland spielte man fast bis Kriegsende. Die „friedliche Eroberung“ des Auslands durch Konzerttourneen suggerierte bis Juni 1944 Normalität mitten im Terror.

Von diesen Reisen brachte man Kaffee, Zigaretten und weitere Tauschgüter mit zurück, durch deren Vorteilsnahme Philharmoniker-Familien kommod überleben konnten. Vergangenheitsbewältigung? Warum denn! Die wurde praktisch auf den Ex-Chef Wilhelm Furtwängler abgewälzt. Als Mitläufer ist dessen Ruf bis heute schwer belastet. Derjenige der Philharmoniker nicht.

Im von Erinnerungen lebenden Kinofilm wird all das spannend durch die Naivität der Zeitzeugen wieder wach. Den einzigen Satz der Reue sagt der großartige Hellmut Stern, eines der wenigen jüdischen Mitglieder nach dem Krieg: „Ich hab‘ nie gefragt.“ Die Vergangenheit des „Reichsorchesters“ war selbst für dessen spätere Musiker tabu. Das mitgemacht zu haben, ist Stern bis heute peinlich. Dass die Berliner Philharmoniker auch Verdrängungskünstler waren, beweist der Film behutsam und eindrucksvoll.

Eine Mischung aus Stolz, Trotz und Engstirnigkeit einiger Philhar-

moniker entworfen – und ist zum Teil doch nachvollziehbar. Das Orchester befand sich 1934, als es zum Staatsorchester umgewidmet wurde, kurz vor der Pleite. Es wurde von den Nazis gerettet. Die Musiker blieben derweil auf Kunst fixiert. Mit nur 18 NS-Parteimitgliedschaften gab sich die Hunderschaft vergleichsweise unpolitisch.

Die wenigen jüdischen Mitglieder, die von Furtwängler nicht geschützt werden konnten, emigrierten rechtzeitig und kamen knapp mit Leben und Karriere davon. Erklärte Nazis wurden nach Kriegsende entlassen. Sie kamen ironischerweise in Berliner Opernorchestern unter.

Großartig, wie Sánchez Lansch sein hoch aufgeladenes, komplexes Thema durch schlichte Erzählungskunst, ohne viel Fakten, fast nur mit Interview-Schnipseln emotional ausbalanciert. Dabei reden sich einige fast um Kopf und Kragen. Erich Hartmann (87) etwa, Ex-Kontrabassist, ahnt von Vorteilsnahme oder moralischen Aspekten nichts. „Wir

konnten uns nichts nachsagen lassen“, philosophiert er peinlich. „Wir waren immer da.“ Einige wenige hätten sich parteipolitisch „eingeschrieben“, meint er milde. Als spräche dagegen selbst rückblickend nichts.

Die „Selbstreinigung“ des Orchesters habe dessen Integrität vollständig wieder hergestellt. So einfach kann man sich das machen. Kurz danach erzählt Geiger Dietrich Gerhardt, wie man ehemaligen Parteigenossen durch Aushilfsmöglichkeiten nach dem Krieg unter die Arme griff. Die philharmonische Kameradschaft: solidarisch auch über die Diktatur hinaus.

Freilich gab es auch anders denkende Mitglieder. Konzertmeister Johannes Bastiaan, seit 1934 im Orchester und mit heute 96 Jahren einer ältesten lebenden Philharmoniker, beschreibt „beschämende Momente“: weil es ihnen besser ging als den Nachbarn von nebenan. Bastiaan erschauert sichtlich, als er das sagt. So erlebt man in leisen Tönen den Wahnsinn der Normalität im Nationalsozialismus.

Dass Sánchez Lansch nie den moralischen Zeigefinger hebt, ist klug

und weise. „Die Philharmoniker waren wie die Kinder“, sagt Bastiaan einmal treffend. Sie haben sich benutzen lassen, und wurden sich entschädigt. Dass einige bis heute stolz darauf sind, macht den Film berührend – und beschämend zugleich.

Wer mehr Fakten will, findet diese in dem gleichnamigen, von den Philharmonikern in Auftrag gegebenen Buch von Misha Aster (*Siedler, Berlin, 398 S., 21,95 €*). Als Johannes Bastiaan noch einmal durch den (mit Wehrmacht-Emblemen ausgemalten) Saal des Olympia-Dorfes geht, wo man 1936 das Regime als musikalischer Botschafter vertrat, bleibt ihm buchstäblich die Spucke weg. Er jappst nach Luft. Ihm stehen Schrecken und Scham des vermeintlichen Siegers ins Gesicht geschrieben. Toller Moment.

Dann ist Schluss. Dieser Film, erschütternd kleinlaut und konkret, sagt über Vergangenheitsbewältigung in Deutschland mehr aus als Geschichtsstunden. Man spürt, wie nah Erkenntnis und Verblendung, Erinnerung und Vergessen einander sind. Und staunt, dass von damals vor allem Gefühle übrig geblieben sind. Nämlich unsere eigenen.